

# Materialien zu Lukas Hartmanns Roman „Die Frau im Pelz“

Ich stelle hier unveröffentlichte Notizen zur Verfügung, die während meiner acht Monate dauernden, intensiven Recherche zum Leben der Carmen Mory entstanden sind. Ich habe sie, um den spontanen Charakter beizubehalten, nur unwesentlich überarbeitet.

Dazu finden Sie die Gedichte, mit denen ursprünglich die einzelnen Teile des Romans beginnen sollten. Ich habe sie, bis auf eines, in der endgültigen Fassung weggelassen.

Meine hauptsächlichlichen Quellen sind am Ende des gedruckten Romans aufgelistet. LH.

## Inhaltsverzeichnis

- S. 1 Adelboden
- S. 4 Hamburg, Friedhof Ohlsdorf
- S. 6 Hamburg, Curio-Haus
- S. 7 Ludwigsburg, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen
- S. 9 Der Weg nach Ravensbrück
- S. 10 Gedichte

**Frühsummer 1997; ein verregneter Tag.** Ich fahre im Postauto von *Frutigen* nach *Adelboden* hinauf, von der halben Strecke an bin ich der einzige Passagier. Kein königliches Gefühl, eher ein Anflug absoluter Einsamkeit; dunkle Felswände hinter regenverschleierten Scheiben, Carmen Morys Vater, der Dorfarzt, wollte eine Bahn anstelle des Postautos; dann half er doch mit, die Postautolinie zu gründen, und seine Tochter Carmen fuhr mit ihm hinaus in die Welt, in der sie zugrunde ging..

Ein Gang durchs Dorf, der Hauptstrasse entlang: Sportgeschäfte, Tea-Rooms, Restaurants, ein Kirchlein; viel dunkles Holz, Rustikalität als Ursprünglichkeitsausweis; Hinweisschilder für die Bergbahnen. Hier ist sie aufgewachsen; um 1925, als sie endgültig wegging, wurde Beton noch kaum als Baumaterial eingesetzt, aber der Lohner stand da wie heute: breitrückig, und unnachgiebig.

Von Dorfhistoriker, habe ich Ernst Oesters Adresse bekommen. Oester, 85, sei beinahe der einzige, der sich noch verschwommen an Carmen Mory erinnere; ausser ihm gebe es, seines Wissens, nur noch eine Frau im Altersheim, die inzwischen so verwirrt sei, dass es sinnlos wäre, sie aufzusuchen. Oester hat telefonisch in ein Gespräch eingewilligt; im Sportgeschäft, einem Familienbetrieb, wo er noch täglich Kunden bedient, wartet er schon auf mich. Er ist braun gebrannt, agil und stolz darauf, dass man ihm sein Alter nicht ansieht.

Ach ja, die Carmen, sagt er, das Doktorstöchterchen, stolz sei sie gewesen, stets mit erhobenem Kopf durchs Dorf gegangen. Und dieses Schicksal später, das Todesurteil, furchtbar. Das komme davon, wenn man sich mit den Nazis einlasse.,,Das Monster von Ravensbrück“, so sei's in der Zeitung gestanden. Irgendwie habe sich das schon früh abgezeichnet, seiner Meinung nach. Da habe sie doch seinen Bruder dazu provoziert, auf ein Dach hinaufzuklettern. Ein Feigling bist du, wenn du nicht herunterspringst! habe sie gerufen, und er sei gesprungen, sein Bruder, tollkühn oder saudumm, je nachdem, und er habe sich dabei den Arm gebrochen. Carmen habe ihn bloss ausgelacht und sei weggelaufen. Etwa zwölfjährig sei sie damals gewesen. Und seither habe er sich, sechs Jahre jünger als sie, ein wenig vor ihr gefürchtet. Verständlich, oder nicht?

Er schaut mich an mit verschwimmendem Blick; auf meine Fragen antwortet er ausweichend; andere Anekdoten fallen ihm nicht mehr ein. Über Carmens Vater, Dr. Emil Mory, will er, als ich dessen Namen nenne, ja nichts Schlechtes sagen; das Dorf verdanke ihm viel, er habe den Kurverein, die Auto AG gegründet, und Gerüchten, fügt er mit eigenartiger Betonung hinzu, solle man keinen Glauben schenken. Was für Gerüchten? frage ich. Er schweigt, beinahe verstockt. Ich wechsele das Thema, erkundige mich nach den Dreissigerjahren, als Carmen schon weg war. Die Sympathien für die Nazis seien ab 33 stärker gewachsen im Dorf, sagt Oester, Nazigrössen hätten ihre Kinder nach Adelboden in die Ferien geschickt, Feldmarschall Keitels Frau sei hier gewesen zur Kur, die Nazis hätten Geld liegengelassen in Adelboden wie später nur noch die internierten amerikanischen Soldaten, all diese Piloten, die in der Schweiz zur Landung gezwungen worden seien und die man nach Adelboden gebracht habe. So freigebig wie die sei seither niemand mehr gewesen, o ja, die hätten seinen ganzen Laden leer gekauft, es sei leicht gewesen, sich mit ihnen anzufreunden, eine goldene Zeit für Adelboden. Er zieht aus seiner Brusttasche einen Zeitungsausschnitt hervor, eine Reportage des Lokalblatts; ein Foto zeigt Oester zusammen mit zwei amerikanischen Ex-Piloten, die Adelboden kürzlich wieder besucht haben..

Es ist beinahe nicht möglich, Oester von seiner Schwärmerei abzuhalten und wieder auf Carmen Mory und ihre Familie zu bringen. An Leontine, Carmens ältere Schwester, will er sich gar nicht erinnern; und ihre Mutter, diese Kreolin oder was auch immer, sei gestorben vor seiner Geburt. Ich spreche ihn noch einmal auf die Gerüchte an, die er erwähnt habe; er macht er eine geheimnisvolle Miene, beugt sich zu mir hinüber, beginnt zu flüstern: Man habe

im Dorf herumgeboten, Carmens Mutter, von weither gekommen, sei keines natürlichen Todes gestorben, ihr Mann, der Doktor, habe sie vergiftet, die Ehe sei zerrüttet gewesen, gegen den Herrn Doktor habe aber niemand aufzumucken gewagt, er sei indessen von vielen geschnitten worden seit dem unerklärlichen Tod seiner Frau, der zweiten übrigens, und auf dem Totenbett habe Doktor Mory schwarze Teufel gesehen und vor Angst geschrien, das müsse ich für mich behalten, er wolle gar nichts gesagt haben. Aber es sei ja klar, dass dies abgefärbt habe auf die Tochter. Der Weg war, aus seiner Sicht, also vorgezeichnet; man braucht vernünftige Erklärungen, um eine dunkle Biographie vermeintlich zu verstehen und abzuhaken. Von Carmen, diesem Geist aus verschütteter Zeit, will sich der alte Mann nicht länger drangsaliere lassen; er erzählt weiter von seinen Amerikanern, dem Dollarsegen im Bergdorf. Ich begleite ihn hinüber zum Sportgeschäft mit den ausziehbaren Wanderstöcke und den Allwetterjacken; er stützt sich leicht auf mich, zeigt mir noch, bevor wir uns verabschieden, wo das Doktorhaus steht.

Ein typisches Schweizer Chalet ist es, von aussen gesehen, harmlos unauffällig; doch eine lateinische Inschrift an der Fassade sticht ins Auge: *Amico pectus - hosti frontem* (dem Freund beuge dich - dem Feind biete die Stirn). Das war, wie es scheint, Doktor Mory Leitspruch; er hat ihn der Tochter weitergeben.

**Hamburg. Zum Friedhof Ohlsdorf, Mitte Juli 1997.** Ein Taxi bringt mich hin. Der Fahrer, ein Iraner, wie sich herausstellt, sieht meine Kamera, mein Notizbuch, fragt sogleich, ob ich Journalist oder Schriftsteller sei. Ich bejahe, füge hinzu, dass ich ein bestimmtes Grab zu finden hoffe, eines von 1947.

Der Friedhof ist grösser, als Sie denken, sagt der Fahrer; Sie werden sich verlaufen. 1947, das war gerade nach dem grossen Krieg, habe ich recht? Er sieht mein Nicken im Rückspiegel. Auf diesem Friedhof, sagt er, liegen Helden und Verräter, so hat man mir's erklärt. Wer liegt im Grab, das Sie suchen? Ein Soldat? Ein Bombenopfer?

Eine Frau. Und was sie war, weiss ich eben gerade nicht.

Der Fahrer zuckt mit den Achseln. Was weiss man schon von Frauen? Er hupt vor einem Rotlicht, das nicht umschalten will, sagt beiläufig: Ich kenne den Krieg, ich war Soldat im iranisch-irakischen Krieg. Erinnern Sie sich an diesen Krieg?

Ja, sage ich. Sind Sie desertiert?

Er schweigt, stellt die Musik im Radio lauter, deutsche Schlagermusik; wir kommen beim Friedhof an, parken in der Nähe des Verwaltungsgebäudes. Der Rhododendron ist verblüht; die Eichen werfen jetzt, gegen Mittag, kaum noch Schatten. Im Informationszentrum sitzen die Friedhofbeamten hinter ihren Computern; vor der Abschränkung warten Dutzende, die wie ich ein bestimmtes Grab suchen; einkommavier Millionen Beisetzungen haben hier seit der Friedhofsgründung stattgefunden, lese ich in einem der aufliegenden Prospekte, und die meisten Toten sind irgendwo verzeichnet, die alten Totenregister inzwischen auf Mikrofilmen einsehbar. Ein sanfter, graulockiger Mann gibt mir Auskunft; er lässt den Mikrofilm des Registers von 1947 auf dem Lesegerät durchrattern: eine endlose Liste von Namen, zwischen waagrechte Linien gedrängt, von oben kommend, ins Nichts fallend, lauter Namen auf panischer Flucht, so scheint es mir; aber im Frühling 47 lässt der Beamte den Film langsamer laufen, jetzt stolpern die Namen herbei, immer die gleiche, überaus korrekte Schönschrift mit zierlich geschwungenen Schleifen – und da taucht sie aus dem Dunkeln auf: Carmen Maria Mory, gestorben am 8. April, begraben am 21. April 1947, daneben die Sargnummer; alles ist mit rechten Dingen zugegangen: ihre Ankunft wurde registriert; der Schrift, die jeden Namen mit gleicher Sorgfalt behandelt, ist nicht anzusehen, wer Selbstmörder war, wer Opfer oder Täterin.

Der Beamte schaut in einem andern Register nach; das Grab sei, sagt er bedauernd, seit 1967 aufgehoben. Doch er zeigt mir auf dem Lageplan, wo es war, ganz am andern Ende des Friedhofs; dort seien jetzt, ergänzt er, Opfer des Nationalsozialismus aus verschiedenen Nationen zu finden. Schon wandert sein Blick zur Frau, die hinter mir wartet; er weiss, dass die Register die Wahrheit sagen: nichts mehr da draussen weist auf die Tote hin, deren Spuren ich suche. Dennoch fahre ich im Taxi quer durch den Friedhof, den Alleen entlang, zum Eingang Bramfeld. Während der Fahrer im Schatten wartet, gehe ich zwischen den Gräberreihen hin und her, frage mich, wo die Grabplatte war, zähle in der achtzehnten Reihe bis zum neununddreissigsten Grab: hier vielleicht? Es ist wahr, das Zählen mildert den Schrecken.

Der Fahrer blickt auf die Uhr, als ich wieder einsteige; eine halbe Stunde sei ich weggeblieben, sagt er vorwurfsvoll; das koste mich viel Geld. Auf der Rückfahrt bringt er das Gespräch immer wieder auf den Krieg. Hitler und Chomeini seien vom gleichen Kaliber, schimpft er, Schurken beide, Kriegstreiber, Kindermörder. Dann, nach einem forschenden Blick in den Rückspiegel, fragt er, ob ich eine Geschichte hören wolle, eine wahre Geschichte aus dem Krieg; er habe sie bisher nur seinem Bruder erzählt, sonst niemandem, und doch träume er beinahe jede Nacht davon. Er beginnt sogleich, ohne meine Einwilligung abzuwarten, redet gar nicht zu mir, eher zur Strasse, zu den Häusern. Er war mit seiner

Kompanie seit Wochen an der Front, an einem stark umkämpften Abschnitt, wo sich beide Seiten eingruben und einander mit schwerer Artillerie beschossen. Es ging darum, einen Streifen Land zu durchqueren, den die Iraker am Vortag geräumt hatten; man wusste, dass das Gelände vermint war, und der Major befahl, alle Esel aus der Umgebung zusammenzutreiben und sie ins Minenfeld hineinzujagen. Zwanzig oder dreissig Esel, erzählt der Fahrer, wurden gefunden; man hieb mit Stöcken auf sie ein, und sie rannten los. Nach wenigen Schritten schon explodierte die erste Mine; ein Esel wurde zerrissen, schrie fürchterlich, bevor er verblutete. Doch nun bockten die andern Esel; keiner mehr liess sich dazu bewegen, auch nur einen Schritt weiterzugehen, weder mit Hieben noch mit Tritten. Sie blieben stehen, wo sie waren, spreizten die Beine, stemmten sich mit den Hufen gegen die Erde; man hätte sie, sagt der Fahrer, totschlagen können, und sie wären nicht weitergegangen.

Der Major, auf äusserste ergrimmt, telefonierte mit Teheran, dann mit weiteren Stellen; sein Gesicht heiterte sich auf. Am späten Nachmittag trafen die bestellten Kindersoldaten ein; über fünfzig waren es, die lachend aus dem Car kletterten, Jungen zwischen zwölf und fünfzehn Jahren. Sie beteten, bevor sie sich für Allah und fürs Vaterland opferten; ein Mullah segnete sie. Dann rannten sie ins Minenfeld hinein; überall die Explosionen, aufzuckender Feuerschein, Geschrei, blutüberströmte Körper. Die Männer schauten weinend zu; die meisten von ihnen waren Väter. Als keine Minen mehr hochgingen und das Geschrei, bis auf ein Stöhnen hier und dort, verstummt war, sammelten sie die toten Jungen ein; ein paar Schwerverletzte wurden ins Lazarett geschafft. Danach begann der erfolgreiche Angriff gegen die neue irakische Stellung; am nächsten Tag hatten die Iraker den Geländestreifen wieder zurückerobert.

Damals, sagt der Fahrer, habe ich meinen Glauben verloren. Den Glauben an Allah und den Glauben ans Vaterland. Verstehen Sie das?

Warum hat sich keiner von euch Männern gewehrt?, frage ich.

Er schweigt, stoppt vor einem Zebrastreifen, den gerade eine Kindergartenklasse überquert. Warum? Das war damals keine Frage. Wir standen auf der richtigen Seite und taten das Richtige. Die Fragen kommen immer erst hinterher.

Auf den restlichen beiden Kilometern, wo ein Stau die Fahrt behindert, sagen wir nichts mehr zueinander. Irgendwo hat er den Taxameter abgestellt, fordert nun, als ich bei meinem Hotel aussteige, einen viel zu hohen Fahrpreis. Ich bezahle, was er will; den iranischen Namen, der auf der Quittung steht, kann ich nicht lesen.

**Hamburg, das Curio-Haus an der Rothenbaum-Chaussee**, nicht weit entfernt von der ehemaligen Degussa, wo während des Krieges Gold eingeschmolzen wurde: ein Jugendstilbau mit stumpfgelber Fassade, Erkern, Bögen. Es regnet, als ich den Innenhof betrete, merke am Gehämmert, dass Teile des Hauptgebäudes gerade renoviert werden. Hier ist offenbar ein Studententreffpunkt mit Mensa untergebracht, in den oberen Stockwerken Büros von Friedensorganisationen. Ich gehe, ohne dass mich jemand aufhält, durch die Eingangshalle, stolpere über Kabel, Eimer, umgefallene Besen; ich gerate durch eine offene Tür in den dämmrigen Saal, in dem damals, wie ich vermute, der Prozess stattgefunden hat, tappe an Stuhlreihen vorbei zur Bühne, unterscheide nun, als sich die Augen umgewöhnt haben, allmählich die Galerien zu beiden Seiten, die Empore und die plumpen Säulen, die sie tragen.

Die Lichtschalter funktionieren nicht, weder vorne noch hinten; vielleicht hat man auch schon die Glühbirnen aus den Lampen geschraubt. Ich möchte mehr sehen, ich möchte einen Eindruck gewinnen vom hell ausgeleuchteten Raum, in dem Carmen Mory und ihre Mitangeklagten wochenlang sassen. So mache ich mich auf die Suche nach jemandem, der das Licht zu bedienen weiss, treffe in einem Nebenraum zwei türkische Putzfrauen an, die mit mir in den Saal zurückkehren und nun, wie ich vorhin, erfolglos einen Schalter nach dem andern ausprobieren. Sie diskutieren erregt miteinander, führen mich gemeinsam durch labyrinthische Gänge zur Küche, wo ein junger Mann mit stark geliertes Frisur, offenbar ihr Chef, einem mürrischen Koch Anweisungen erteilt. Ob im Saal drüben Kriegsverbrecherprozesse stattgefunden haben weiss er nicht; ist ja auch schon lange her, sagt er; aber mit der Beleuchtung kann er mir behilflich sein, kein Problem, er kommt mit uns, und nun sind es schon vier, die Licht machen wollen. Dem Chef gelingt es so wenig wie uns zuvor; er öffnet die Sicherungskästen, schüttelt den Kopf; da hätten wohl Bauarbeiter ein Stromkabel durchtrennt, sagt er; ob mir mit einer starken Taschenlampe auch gedient sei? Ich bejahe, er bittet um ein wenig Geduld und geht weg, auch die beiden Frauen entfernen sich.

Ihre Schritte und Stimmen verhallen, nur noch dieses Gehämmert von allen Seiten, ab und zu Bohrergeräusche; ich bleibe allein im halbdunklen Saal zurück, spüre vom Parkett die Kälte aufsteigen und meine Füße durchdringen, als hätte der Boden noch etwas vom Elendswinter 46/47 gespeichert. Draussen ist Sommer, sage ich mir; nun höre ich Geflüster von oben, drehe mich um, glaube auf der Empore Schatten zu sehen. Zehn Minuten oder länger warte ich, die Tasche neben mir abgestellt, krümme und strecke die Zehen; ich bringe es nicht über mich, auf einen der Stühle zu sitzen, auf denen damals ein voyeuristisches Publikum Tag für Tag den Prozess verfolgte.

Endlich betritt jemand den Saal, knipst eine Stablampe an, lässt den Lichtkegel herumwandern, bis er mich erfasst hat; wie ein ertappter Verbrecher blinzle ich ins Licht. Es ist der Koch, der mit schlurfenden Schritten auf mich zukommt, mir, im Auftrag des Chefs, die Lampe übergibt; er schaut mir zu, wie ich nun, die Lampe in der Hand, herumgehe, einzelne Ausschnitte ins Licht hole, einen Teil der staubigen Bühne, Vorhangfalten, die Balustraden; ein Lichtkreis gleitet übers Parkett, hüpfte über die Stühle, kehrt zur Bühne zurück, auf der Carmen Mory sass; auf einer Bühne wollte sie ja immer sein. Dann flackert das Licht, erlischt; Batterie futsch, sagt der Koch hinter mir. Ich gehe hinaus; der Koch, der mir folgt, brummt vor sich hin. Draussen im Hof der graue Regenhimmel, mit blauen Fetzen dazwischen, als hätten die Türkinnen sie zum Trocknen hingehängt.

Ja, sagt der Mann mit Aktentasche, der aus dem hintern Gebäude kommt; ich sei im richtigen Saal gewesen; nicht nur einer, sondern sechs oder sieben Kriegsverbrecherprozesse hätten hier stattgefunden. Ich solle in einem Jahr wiederkommen, da werde er restauriert, der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt sein; das Gebäude sei doch, architektonisch gesehen, ein Kleinod.

**Ludwigsburg, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen.** In Ludwigsburg, so habe ich erfahren, liegen Kopien des ersten Ravensbrücker Kriegsverbrecherprozesses. Ich schicke ein Fax nach Ludwigsburg, bitte um Einsicht in die Akten JAG 225. Nach einer Woche wird der Bescheid zurückgefaxt, die Akten lägen am 25. August ab 10 Uhr für mich bereit; Büroschluss um 17 Uhr. Der 25. August ist, wie sich später herausstellt, der heisseste Tag des Jahres; der Weg vom Bahnhof zum Archivgebäude kommt mir endlos vor. Passanten weisen mir die falsche Richtung, ich verirre mich, blicke neidisch in die Schattenlandschaft des Schlossparks.

Ich hoffe auf Kühle in der ehemaligen Villa, in deren Keller der Schrecken des Dritten Reiches protokolliert ist; doch man hat die Räume während der Nacht nicht gelüftet; das Büro, das mir Herr B., Archivar, zuweist, ist stickig heiss. Sobald ich das Fenster öffne, brandet der Verkehrslärm zu mir herein, lenkt mich von den drei gewichtigen Ordnern ab, die Herr B. auf den Schreibtisch gelegt hat; jawohl, fünfunddreissig Grad, sagt er mit beträchtlichem Stolz; die Nachmittagssonne wird Sie zusätzlich aufheizen. Ich schwitze an Händen und Schenkeln, verfluche mich dafür, nicht meine Shorts angezogen zu haben, versuche zu vermeiden, dass ich auf den kopierten Seiten Schweissflecken hinterlasse.

Und dann tauche ich doch, gegen alle Widerstände, in den Prozess ein; gespenstisch lebendig wird die Atmosphäre des Curio-Hauses durch dieses Wort-für-Wort-Protokoll, obschon die Buchstaben auf vielen Seiten schon beinahe verblasst sind. Die Wortgefechte, die scharfen Fragen des Anklägers in den Kreuzverhören, die Rechtfertigungsversuche der Angeklagten: ihre Stimmen wehen herüber aus dem Winter 46/47 in den Hochsommer 1997, lassen mich frösteln und zugleich jede andere Körperempfindung vergessen; die Toten, von denen die Rede ist, bevölkern in zunehmender Zahl meine Phantasie. Carmen Mory steht vor mir, schreit ihre Wut hinaus, weint in Klammerbemerkungen des Protokollanten. Mehrmals breche ich, hilflos, in die Enge getrieben, die Lektüre ab, reisse – ich weiss nicht warum – eine Seite aus meinem Notizbuch heraus, fahre fort, der Pflicht – irgendeiner verbissenen Berufspflicht – gehorchend. Wo bin ich?, frage ich mich zwischendurch, bin froh um das Fenster, das auf Bäume hinausgeht, um den halbgezogenen Vorhang, der das Licht filtert, bin sogar froh um Herrn B., der lautlos zu mir hereintritt und sich nach dem Fortschreiten der Arbeit erkundigt. Als ich zum zweiten Mal auf die Uhr blicke, ist es schon beinahe 17 Uhr; Herr B. ermahnt mich zur Pünktlichkeit; ich klappe die Protokollbände zu, staple sie ordentlich übereinander, wir wünschen uns einen schönen Abend. Gänge und Treppenhaus sind leer; wer arbeitet sonst noch in diesem Haus? Erst draussen auf der Strasse merke ich, dass mein Hemd klatschnass ist vor Schweiss. Was mache ich, mit diesen Bildern im Kopf, einen ganzen Spätsommerabend lang?

Drei Tage Arbeit im Archiv, nahezu 1000 Seiten durchforstet, auf der Suche nach Carmen Mory; die Nächte in einem nüchternen Hotelzimmer, unter dem, draussen, am Parkplatzrand, Kosovo-Albaner bis weit nach Mitternacht Würste grillieren, so dass der Rauch mich zwingt, das Fenster zu schliessen und mich selbst, eingesperrt mit Fernseher und Minibar, nackt auf der Matratze, auszuhalten; irgendwann, gegen zwei Uhr, stehe ich auf, wasche mein Hemd im Lavabo, wringe es aus. Am letzten Nachmittag ein Gewitter; ans Bürofenster peitscht der Regen. Ich gebe dem Archiv in Auftrag, insgesamt 69 Seiten aus den Protokollen für mich zu kopieren, verabschiede mich förmlich von Herrn A.; ausser ihm habe ich bloss noch drei Menschen im Gebäude angetroffen, die mir zunickten, als wäre ich bereits ein Kollege. Die Ausläufer des Gewitters genügen, mich auf dem Weg zum Hotel zu durchnässen.

Sechs Wochen vergehen, bis die bestellten Kopien – genauer: Kopien der Kopien – eintreffen, eine Rechnung über DM 32.70 liegt bei. Mindestens die Hälfte der Kopien ist unleserlich, weisse Flächen zwischen rätselhaften Zeichen, winzigen Krähenfüssen, Strichen; manchmal sind einzelne Wörter zu entziffern, immer wieder: Mory. Ich ärgere mich,

beschliesse, vorläufig nichts zu bezahlen; Mitte September kommt die erste Mahnung, die zweite pünktlich einen Monat später, in dringlichem Ton; ich gebe die Überweisung in Auftrag. Die dritte Mahnung, die trotzdem folgt, beschwört und droht; ich faxe nach Ludwigsburg, ich hätte bezahlt, und zwar für eine schlampige Arbeit. Man glaubt mir nicht; ich bin gezwungen, den verschlungenen Wegen einer Banküberweisung von der schweizerischen Migrosbank zur Landesoberkasse Stuttgart zu folgen, wo die DM 32.70 tatsächlich auf einem falschen Konto gelandet sind. Doch der Fehler wird, Ende Dezember, berichtigt. Die unlesbaren Kopien gehören mir. Was auf ihnen stände, werde ich nicht los.



**Von Berlin Bahnhof-Zoo aus nordwärts, tief hinein ins Brandenburgische;** Kiefernwipfel und Telefonstangen, die das angelaufene Zugfenster zu exotischen Landschaften verfremdet. Umsteigen irgendwo in einer Kleinstadt, um in einer noch kleineren Kleinstadt anzukommen: Fürstenberg, ein Ort der vielen Gleise; hier wurden die Gefangenen und Deportierten ausgeladen, 150'000 zwischen 40 und 45, vor allem Frauen, dann durchs Städtchen transportiert, auf offenen Camions, sichtbar für alle, die sehen wollten. Carmen Mory aber, Sonderhäftling, kam wohl in einer Limousine mit verdunkelten Scheiben direkt aus Berlin. Der Weg zur Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück ist nicht leicht zu finden; ein Taxi suche ich vergeblich, der Bus fährt erst in einer Stunde. Morgens um elf, bei leichtem Nieselregen, ist rund um den Bahnhof kaum jemand unterwegs. Zwei ältere Frauen, die ich nach Ravensbrück frage, zucken mit den Achseln, zeigen unbestimmt in eine Richtung; erst die dritte weiss präzise und sachlich Bescheid. Ich durchquere das Städtchen. Lastenzüge donnern auf einer stark befahrenen Ausfallstrasse an mir vorbei, bespritzen mich mit Regenwasser. Dann biegt der Weg nach Ravensbrück ab.

## *Gedichte*

*Wohin reisest du, Carmen?  
Zu den Maikäfern, ins Pommerland.  
Was tust du dort, Carmen?  
Lügen, lachen, verludern.  
Warum tust du das, Carmen?  
Weil mein Vater tot ist.  
Wie lange schon ist er tot, Carmen?  
Seit ewig. Seit ewig.*

*Ist der Vogel gefangen?  
Noch nicht. Noch nicht.  
Er flattert, er flunkert, der Vogel..  
Er sieht den Himmel, den Galgen.  
Dann prallt er ans Glas und schreit.*

*Ach, lieber Vogel,  
deine Flügel lahmen,  
du plusterst dich auf.  
Den Feinden pick das Fleisch  
vom Mund, lass sie verbluten,  
dann fliegst du vielleicht heim.*

*Zurückgeworfen in Luft und Licht,  
was tust du, kleiner Vogel?  
Du taumelst blind herum,  
willst dich wieder am Käfig  
scheuern, ein Gerippe  
singt im Wind:  
deines, deines.*

*O diese dunklen Zeiten,  
die Knochen brechen nicht  
und lassen sich nicht biegen,  
viel Schlamm im Mund,  
ein schrumpfendes Herz,  
du denkst: was bleiben wird,  
sind deine Zähne  
und ein Federkiel.*